Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 6 (1938-1939)
Heft: 11

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Englische Politik im 18. Jahrhundert

Der ältere und der jüngere Pitt.

Die Entdeckung der „neuen Welt" macht England, das bis dahin am Rande der bewohnten Welt lag, zu deren Mittelpunkt. Das Mittelmeer, bis zur Entdeckung des Seeweges nach Indien das zentrale Meer, die wichtigste Verbindungsstrasse zwischen Orient und Okzident, verliert seine Bedeutung und wird zu einem Binnenmeer. Engländer und Holländer, die Gegennachbarn an der Nordsee, dem europäischen Ausfallstor nach dem Atlantik, nützen ihre weltgeschichtliche Stunde: „Krieg, Handel und Piraterie" auf allen Weltmeeren vergrössern ihren Wohlstand und ihre Macht. Das Wachstum der atlantischen Mächte bleibt nicht unangefochten. Frankreich und Spanien, gleicherweise „mediterrane" wie „atlantische" Anlieger, kämpfen gegen sie zu Land wie zur See, aber die „mediterrane" Seekriegstechnik der geruderten Galeere unterliegt in der Biscaya und auf dem Aermelkanal dem seetüchtigeren Segelschiff; England erhält vom Schicksal die Möglichkeit gegen die Weltmacht Spanien und gegen Frankreich aufzuholen.

Im 17. Jahrhundert scheint England „in innere Kämpfe zurückzusinken"; aber im folgenden Jahrhundert „beginnt der gewaltige Anstieg zum Weltreich". „Lange Zeit hat dieses als das unbewegteste der englischen Geschichte gegolten, und heute erscheint es als eines ihrer kennzeichnendsten und grössten. Es ist das Jahrhundert, in welchem mit dem Abfall der Vereinigten Staaten das erste englische Kolonialreich zu Ende geht, und das gleiche, in welchem mit dem Erwerb Kanadas, Indiens und Australiens das heutige englische Weltreich begründet wird. Voll dramatischer Wechselfälle, voll bunten Lebens und leidenschaftlicher Kraft; im ganzen ansteigend mit dem fieberhaften Puls shakespearischer Helden. In keinem anderen aber schlug dieser Puls gewaltiger, kein anderer hat einen stärkeren Anteil an seinen Taten, kein anderer hat ihm so viel von seiner eigenen, unbändigen Leidenschaft gegeben als William Pitt, der spätere Earl of Chatham." Mit diesen Worten beginnt der bayerische Historiker Karl Alexander von Müller sein Buch über den „Aelteren Pitt" (R. Oldenburg, München-Berlin, Verlag der Corona, Zürich, 1937).

„Die Spanne seines Lebens reicht von 1708 bis 1778". 1736 ergriff Pitt zum ersten Mal im Unterhaus das Wort zu einer geschickten oppositionellen Rede gegen die Regierung Walpole. „Seit der Vernichtung der französischen Flotte bei La Hogue (1692) hatte England das Uebergewicht zur See, seit dem Utrechter Frieden (1713, der das Haus Bour-

bon in Spanien bestätigte) die bedeutendsten Handelsvorteile in der Hand. Gegen beides schlossen sich nun die zwei Linien des Hauses Bourbon (die französische und die spanische) zusammen. Alle Gefahren (des spanischen Erbfolgekrieges) traten von neuem und bedrohlicher an England heran. Walpole (der leitende Minister) hoffte noch immer, die aufsteigenden Zwistigkeiten schiedlich-friedlich zu lösen. Er kannte für die englische Wirtschaft keinen besseren Schutz als seine alte Politik des Friedens und der Ruhe. Aber in der Nation selbst erhob sich gegen seine Nachgiebigkeit ein leidenschaftlicher Widerstand. Im Grund war es die alte Frage, vor welche jedes aufblühende Volk von je zu je sich gestellt sieht, ob es der reinen wirtschaftlichen Berechnung, ob es dem nationalen Stolz und der politischen Macht die erste Stimme über sein Schicksal zugestehen will... Börse, Presse, City und Flotte brannten in einem Feuer. Ein unwiderstehlicher Trieb ging durch das Volk, seinen Handel und seine Macht von neuem auszubreiten gegen jeden Widerstand. Die innerste Seele dieses Triebes war in Pitt lebendig: er wurde seine gewaltigste Stimme." — „Wenn der Handel auf dem Spiele steht, ruft er aus, dann geht es um unsere letzte Schanze; wir müssen sie verteidigen oder untergehen,... wir müssen unsere Wirtschaft und unsere Unabhängigkeit erhalten, oder herabsinken in die Unterwerfung unter eine fremde Macht..., das erste Gesetz der Natur ist Selbsterhaltung und Selbstverteidigung..., es hilft nichts, zu verhandeln und Verträge abzuschliessen, wenn man nicht Würde und Kraft genug hat, ihre Durchführung zu erzwingen." Und Pitt steigert seine aufwühlenden Worte: „Ist dies überhaupt noch eine Nation? Ist dies noch länger ein englisches Parlament, wenn wir mit mehr Schiffen in unseren Häfen als in allen Flotten Europas zusammen, mit über zwei Millionen Volksgenossen in unseren amerikanischen Kolonien es hinnehmen, dass man uns erzählt, es sei vorteilhafter für uns, von Spanien einen unbefriedigenden, unehrenhaften Vertrag zu erhalten?" 1739 begann unter dem Jubel der englischen Bevölkerung der Seekrieg gegen Spanien. „In keinen Krieg war England leichtfertiger eingetreten. Seine Flotte war, nach zwanzig Friedensjahren, trotz ihrer zahlenmässigen Stärke kläglich unvorbereitet, ohne zureichende Bemannung, ohne genügende Ausrüstung. Walpole blieb im Amte, führte den Krieg, den er von Grund aus missbilligte: immer eine traurige und meistens eine unheilvolle Rolle." Pitt setzte seine heftigen Angriffe gegen Walpole fort und 1742 trat dieser zurück. Aber erst 1757 führte Pitt das Ministerium; inzwischen belehrte er mit feuriger Beredsamkeit Parlament und Nation, wo Englands wahres Interesse läge, nicht im Kriegführen überhaupt und besonders nicht in kontinentalen Kriegen: „Wir sollten unsere Verbündeten auf dem Festland nie mit grossen Truppenzahlen unterstützen, sondern nur mit unserem Geld und unserer Flotte." „Die See ist unser natürliches Element." Der König von England ist gleichzeitig Kurfürst von Hannover, Pitt ist ein scharfer Gegner dieser Personalunion, die er trotz der Empfindlichkeit König Georgs II. als dem englischen Interesse zuwiderlaufend scharf bekämpft.

Der grosse Weltkrieg, das Ringen zwischen England einerseits, Frankreich, Spanien und Oesterreich anderseits begann 1755; der Kampf wird auf der ganzen Welt geführt; in Mitteleuropa führt er den Namen „Siebenjähriger Krieg", Englands Verbündeter ist hier Friedrich der Grosse. „Zu Land wie zur See setzte der Krieg aufs unglücklichste für England ein. Menorca, damals noch höher geschätzt als Gibraltar, ging schmählich verloren. Der Nabob von Bengalen erstürmte Kalkutta und metzelte die englischen Gefangenen nieder. In Kanada nahmen die Franzosen Oswego." „Ich fürchte mich, Nachrichten aus Amerika zu hören. Asien wird wahrscheinlich auch seinen Teil an Feigheit und Unheil beisteuern", schrieb Pitt um diese Zeit. Hungersnot sucht das niedere Volk heim. England verlangt nach Pitt als Steuermann. Der Leiter des Ministeriums Newcastle versucht Pitt zum Eintritt ins Kabinett zu bewegen, letzterer lehnt ab, auch dem König gegenüber, er will nur seine eigene Politik vertreten; der erzürnte König will Pitt in den Tower werfen lassen, schliesslich vermittelt Lady Yarmouth, die Geliebte des Königs, und es kam im November 1756 ein Ministerium zustande, unter der nominellen Führung des Herzogs von Devonshire und der tatsächlichen Leitung Pitts. Das Land jubelte und Friedrich der Grosse sagte: „England hat lange in den Wehen gelegen, aber zuletzt hat es doch einen Mann hervorgebracht." Aber schon im April des Jahres 1757 wird Pitt samt seinen Freunden vom König schlicht entlassen; niemand will die Nachfolge übernehmen, die Staatspapiere fallen an der Börse. Nach vielen Verhandlungen kommt im Juni des gleichen Jahres ein Kompromiss zwischen den innenpolitischen Gegnern zustande und Pitt übernimmt bis 1761 die tatsächliche Leitung des Ministeriums. „1756 schien es durchaus möglich, dass der ehrgeizige Traum französischer Weltpolitik sich verwirklichte, dass der Hauptteil Nordamerikas französischer Sprache, französischem Recht, französischer Staatsbildung anheimfiel: die Geschichte der Erde hätte einen anderen Verlauf genommen. Vier Jahre später war dieser Traum zerschmettert, die angelsächsische Herrschaft in Nordamerika für immer aufgerichtet. Dieser Umschwung, einer der gewaltigsten und folgenreichsten in der neueren Geschichte, war das Werk Pitts." „Die ersten zwölf Wochen seines Ministeriums lag Pitt an der Gicht", die ihn Zeit seines Lebens fürchterlich quälte, auf seinem Landsitz zu Bett. Dennoch war sofort im ganzen Reich der neue Geist fühlbar: Regimenter wurden ausgehoben, 55 000 Matrosen angefordert, Schiffe gerüstet, die Kriegsführung in Taktik und Strategie über die Welt hin organisiert, die Aushebung, Ausrüstung, Verproviantierung bis aufs kleinste überwacht. Das Jahr 1759 war das grosse Siegesjahr „in welchem die Glocken Englands dünn wurden vom Siegesläuten", Siege in Afrika, Westindien, Kanada, Deutschland, die Seesiege bei Lagos und Quiberon, die die französische Flotte ausser Gefecht setzten, die entscheidenden Siege in Ostindien. In diesem Jahr „fast im Purpur" wurde Pitts zweiter Sohn geboren, der, wie der Vater William genannt, als der „jüngere Pitt" des Vaters Werk fortsetzen sollte. „Hoffnung und Trost meines Lebens" nannte der Vater diesen Sohn.

Wir müssen es uns versagen den grossen Staatsmann auf seinem weiteren Lebensweg zu verfolgen. Es war ihm nicht erspart, vor seinem Tod den Beginn des Nordamerikanischen Freiheitskrieges gegen das englische Mutterland zu erleben; Rechtsbrüche des Parlamentes waren nach seiner Ueberzeugung die Ursache des Konfliktes; gegen Rechtsbrüche, von welcher Seite sie auch unternommen wurden, trat er mit unerbittlicher Festigkeit auf: „Ein korruptes Haus der Gemeinen stürzt alles Recht und alle Ordnung um."

„Alle einsichtigen Beobachter schrieben die heillose Schwäche des Landes der politischen Korruption, und diese wieder dem moralischen Zerfall des Unterhauses zu", bemerkt J. Holland Rose, der Biograph des jüngeren Pitt, bei Gelegenheit der Schilderung der englischen Verhältnisse um 1781, der Zeit, als dieser zweiundzwanzigjährig seinen Sitz im Parlament einnahm. (Englische Ausgabe: A short life of William Pitt, London; deutsche Ausgabe: Der jüngere Pitt, Verlag G. D. W. Callwey, München, 1938). Weiter schreibt Holland Rose: „Der Tod Chathams fiel in eine Zeit tiefer Demütigungen. Der Kampf mit den eben entstandenen Vereinigten Staaten frass an den Schatzquellen des Landes, und eine völlig unzureichend geleitete Marine gab die Küsten des Reiches den verwegenen Ueberfällen eines Paul Jones und anderer dreister Freibeuter preis. Auch Frankreich stand im Begriff, sein ganzes Schwergewicht gegen England in die Wagschale zu werfen. Hinter ihm Spanien... Von Madrid bis Stockholm beschlossen die Staatskanzleien die Macht zu demütigen, die das Genie Chathams zu so herrlichen, aber auch schwer zu behauptenden Höhen emporgeführt hatte." Nach dem Verlust Nordamerikas hatte sich der jüngere Pitt (den Titel Chatham erbte sein älterer Bruder) von 1783, als er die Leitung des Ministeriums — mit 24 Jahren — übernahm, bis 1791 mit der Konsolidierung „der Finanz-, Marine-, der indischen und irischen Probleme" und der inneren Politik zu befassen. In der äusseren Politik betrieb er „eine Politik des Hinziehens, die ihm ermöglichte, Entscheidungen auf einen Zeitpunkt zu verschieben, bei dem die britische Flotte den Ausschlag zu geben in der Lage war." In England hatte sich eine „insulare Stimmung" ausgebreitet, die Folge des „zentripetalen, nach innen gewandten Triebes, der nach unglücklich verlaufenen Kriegen bei allen Völkern einzusetzen pflegt." Dazu kam noch 1792 eine „Hochflut demokratischer Gesinnungen", „mehrere der jetzt volkstümlich gewordenen Klubs richteten Glückwunschadressen an die nun sieghafte französische Republik. Die meisten dieser Adressen wurden unglücklicherweise in Frankreich zu einer Zeit gelesen, wo die Spannung zwischen den beiden Regierungen einen hohen Grad erreicht hatte." Die militärischen Erfolge der französischen Truppen in den österreichischen, heute belgischen Niederlanden erzeugten „in Paris einen Rausch der Zuversicht, der sich in die Sicherheit der Nachbarstaaten bedrohenden Kundgebungen äusserte." Pitt und sein Aussenminister Grenville erblickten in der französischen Haltung „ein Sichhinwegsetzen über Verträge überhaupt." „Am 1. Februar 1793 er-

klärte der Konvent einstimmig England und der Republik Holland den Krieg. Dass Holland, das ängstlich bemüht gewesen war, den Frieden zu erhalten, mit einbezogen wurde, verriet den Angriffsgeist, der die französischen Politiker beseelte. Die herrschende Parteigruppe gab sich der Erwartung hin, die holländischen Niederlande mit leichter Mühe erobern zu können und damit bedeutende Hilfsquellen an Schiffen, Kolonien und Gold zu gewinnen. Hierauf wollte man mit Hilfe der Unzufriedenen in England in das Inselreich einfallen oder es zum mindesten einschüchtern. Uns kommt ein solcher Plan allerdings unüberlegt vor; man vergesse aber nicht, dass die Machthaber in Paris Neulinge waren, die durch blosse Verwegenheiten überall Erfolge erzielt hatten und jetzt auf neue Siege in von Parteiungen zerrissenen Ländern zählen zu dürfen glaubten. Brissot, dessen aufreizende Rede vom 1. Februar 1793 den Konvent mit sich fortriss, wurde später von den Jakobinern geköpft und zwar unter anderem wegen eben dieser kriegerischen Grossprechereien."

Die Einzelheiten der Aussenpolitik Pitts können hier nicht geschildert werden, man muss sich mit der Feststellung begnügen, dass sie mit den grössten inneren und äusseren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte; mitten im europäischen Ringen zwang ihn der innere Gegner zwei Mal zum Rücktritt, zuerst 1801 und dann 1805. Im Jahre 1806 starb er, ehe er den Endsieg Englands sehen konnte, von schweren körperlichen Leiden (er hatte die Gicht des Vaters geerbt) und seelischen Qualen zermürbt. Sein Vertrauen auf die Wiederherstellung und Behauptung der englischen Weltgeltung rechtfertigte sich glänzend nach seinem Tode, er hatte es auf die Seeherrschaft und die ökonomische Kraft Englands abgestellt: mitten im Kriege wuchsen dessen Handel und Geldmittel, indess Frankreich schon mit ruinierten Finanzen in die europäische Auseinandersetzung eingetreten war.

„Pitt besass — sagt Holland Rose — weder Chathams Blick für die Erfordernisse des Krieges, noch dessen Gabe die Grösse der Ziele gegeneinander abzuwägen, noch auch dessen wunderbare Fähigkeit, geeignete Führernaturen ausfindig zu machen und ihnen seinen Geist einzuflössen... Wollen wir zu einem angemessenen Urteil über Chatham und dessen Sohn kommen, so müssen wir uns (unter den jeweiligen kontinentalen Bundesgenossen) an der Stelle Friedrichs des Grossen und Ferdinands von Braunschweig die titulierten Mittelmässigkeiten Deutschlands vorstellen, die 1793 bis 1795 die Sache der Monarchie zugrunde richteten; auch (im Lager der Gegner Englands) wären die Namen Soubise und Contades durch die von Hoche und Massena zu ersetzen." Nach Pitts Rücktritt schloss das kriegsmüde England im März 1802 den Frieden von Amiens, aber durch „die beständigen Angriffe Napoleons gegen die Nachbarstaaten wurde der Friede zu einer grösseren Gefahr als der Krieg, sodass Mitte Mai 1803 die Feindseligkeiten wieder begannen." „Man hat Pitts Kriegspolitik scharf angegriffen. Doch abgesehen von den Seekriegshandlungen (die die Erfolge von Aboukir, Trafalgar und Kopenhagen brachten) war der Kampf gegen ein grosses,

unter der Herrschaft Napoleons stehendes Militärreich für den an allen Ecken und Enden gehemmten Kabinettschef einer konstitutionellen Monarchie wahrlich ein überaus hartes Stück Arbeit. Ein zuverlässiges und wirksames Mittel, ein von Haus aus unkriegerisches Volk und ein zu Parteiungen und Kritteleien neigendes Parlament in Kriegsbereitschaft zu versetzen, muss erst gefunden werden... Die Engländer stellen zu jeder Zeit übermässig grosse Ansprüche an ihren Premierminister, verlangen aber in Kriegszeiten Unmögliches von ihm. Dies ist der eigentliche Grund, weshalb England seine Erfolge so langsam und mühselig tastend erringen muss."

Karl Alexander von Müllers Buch über den Earl of Chatham ist das glänzende Portrait einer gewaltigen schöpferischen Gestalt, das Feuer, das Chatham durchglüht, weiss Müller mit den Mitteln seiner vollendeten Darstellungskunst sichtbar zu machen. Man hat nicht den Eindruck das Werk eines berühmten Gelehrten zu lesen, sondern einer Tragödie Shakespeares beizuwohnen.

Ein anderer, aber nicht minder tiefer, ist der Eindruck, den das Buch des englischen Historikers vermittelt. Hier sieht man eine moralische Kraft von seltenem Ausmass in der Persönlichkeit des Sohnes Pitt wirken. Vergessen wir nicht, dass das 18. Jahrhundert auch in seinen philosophischen Lehren den sittlichen Kräften Gewaltiges zutraute, an Stelle Vieler sei hier Immanuel Kant genannt, der den ganzen Staats- und Gesellschaftsbau auf die Ethik gründen wollte. Alle sittlichen Kräfte Europas vereint, um hier ein Wort Goethes zu varieren, brachten schliesslich das ungeheure Machtstreben und „unbedingte Wollen", das die grosse französische Revolution in ihren Kindern entbunden hatte, zum Scheitern und die europäischen Staaten zu einer zwar nicht vollkommenen aber erträglichen Ordnung. Die sittliche Kraft des jüngeren Pitt anerkennt der Kritiker der „Times": „Er besass eine charakterlich vertiefte Ausdauer und Selbstlosigkeit, die seine Zeitgenossen, denen letztere Eigenschaften gar sehr mangeln, in dieser Hinsicht als Pygmäen erscheinen lassen."

Paul Schmitt.

Adolf Frey's Gedichte

Eine willkommene Ueberraschung bereitete uns Adolf Freys betagte Gattin, Lina Frey, mit der Herausgabe einer Sammlung von dessen Gedichten*), die sehr gut die verschiedenen Seiten seines Schaffens vergegenwärtigt. Wir treten heute unbefangener an diese Dichtungen heran als des Verfassers Altersgenossen, die ihn zu sehr im Schatten Gottfried Kellers und besonders C. F. Meyers sich bewegen sehen wollten. Adolf Freys Gedichte haben ihr eigenes Profil, wenn er auch mit den beiden grossen Zürchern den Rest humanistischer Tradition gemein hat, in Verbindung mit der „neuen Wirklichkeitsfreude". Wie sie, hat auch er

*) Adolf Frey. Ausgewählte Gedichte. Auswahl von Lina Frey. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau.

Teil an dem durch den Aufschwung der historischen Wissenschaften erweckten Geschichtsenthusiasmus, der zur Vertiefung in die heimatliche Geschichte, zur tätigen Wirksamkeit im Dienste der vaterländischen Notwendigkeiten geführt hat. — Als Künstler waren sie alle der Renaissance-Ueberlieferung verpflichtet, am sichtbarsten C. F. Meyer bei seinem doppelseitigen Verhältnis zu romanischer und germanischer Kultur. Adolf Freys Formkraft hatte sich hauptsächlich gebildet an Beispielen, die deutsche Dichter boten. Er ist in seinem Ausdruck oft herber, weniger „kostbar" als jener. Beiden gemein ist wiederum die gedrängte Fülle, verhaltene Leidenschaft, die Formsorgfalt bis ins Kleinste und ein bedeutender Grad der Anschaulichkeit. — So viel uns bekannt, wurden zu Adolf Freys Lebzeit vornehmlich seine in historischem Gewand auftretenden, mehr epischen Gedichte, dann besonders die Stücke aus dem „Totentanz" und die Lieder in Aargauer Mundart geschätzt. Carl Spitteler hatte den hohen Wert dieser Mundartgedichte sogleich erkannt und mit Nachdruck auf sie hingewiesen. („Lieder im Schweizerdialekt. Von Adolf Frey", Neue Zürcher Zeitung, 10. Juli 1891). Sie berührten durch ihre Schlichtheit und den unnachahmlichen Gefühlston und erwarben sich viele Freunde. Musiker (Niggli u. a.) haben sich bemüht, etwas davon in ihre eigene Ausdruckswelt herüberzuleiten; so sind einzelne von ihnen volkstümlich geworden, wie dieses:

Nachklang.

Wenn am Himmel d'Stärn erglänze
Und i still und trurig stoh,
Isch es mer, du chömist wider
Und i ghör de hübscheli goh.
Und mer isch, i müess de chüsse
Und es müess we früehner si —
Ach, es chunnt kei Tote 'n ume —
Härz, o Härz, ergib de dri!

Adolf Freys Lieder in deutscher Schriftsprache fanden nicht die gleiche Beachtung; und doch stellen sie so reine und dabei durchgestaltete Lyrik dar, wie wir sie im schweizerischen Schrifttum nicht eben in Mengen aufzuzeigen haben. Der Verfasser gibt sich in ihnen fühlend und naturhaft besinnlich, als mit der heimatlichen Landschaft, Tal und Gebirg, und gleicherweise mit den ursprünglichen menschlichen Empfindungen vertraut. Dem launigen und schalkhaften Moment halten Sehnsucht und Heimweh die Wage:

Du bist mit mir im lichten Wald gegangen,
Als jeder Zweig noch zartes Lenzlaub trug.
Erröten rieselte auf deinen Wangen,
Und eine ferne wilde Drossel schlug.
Nun wandl ich einsam die verwaisten Wege,
Seit mir ein rauh Geschick dich weggestürmt.
Im toten Grund und überm Hügelstege
Liegt welkes Laub vom Spätwind aufgetürmt ...

Schlummerlied.

In die Schattenbrandung sinkt
Felsgebirg und Firn der Ferne,
Ueber deinem Haupt erblinkt
Blass der Born der Silbersterne.
Ihre scheue, kühle Flut
Rieselt Frieden dir ins Blut;
Tief in Wäldern kniet die Stille,
Im Gefild erlischt die Grille —
Ruhe, wie die Erde ruht!

Mitten im „hohen Lebensfest" den Geigenton der Todesschwermut erklingen zu lassen, das gehört zur alemannischen Grundart (Böcklin, Welti, C. F. Meyer). Bei Adolf Frey zeigt sich der Tod nicht nur im „Totentanz". Er blickt neben dem Bruder Schlaf den Schlummernden an, er spiegelt sein Antlitz im schwarzen Bergsee. Aber die frühlinghafte Zuversicht obsiegt: „Lass uns in die Wälder streifen / Lass uns auf die Berge steigen / Lass uns in die Lüfte jubeln / Dass wir noch auf Erden wandeln". — Freys Liebeslieder haben mehr von Verlust und Verzicht als von Erfüllung zu sagen. — An den Stücken aus dem Totentanz fällt auf, dass hier Jamben von 1895 bereits eine Plastik und Geschlossenheit aufweisen, wie solche in Deutschland, als zum neuen Kunstprinzip erhoben, erst wieder in Georges Siebentem Ring (1907) erschienen und in der Folge als grosse künstlerische Tat gepriesen wurden. An den vaterländischen Gedichten und dem Auszug aus „Winkelrieds Heimfahrt" ist vor allem ihre rhythmische Mannigfaltigkeit hervorzuheben. Als Beispiel ihrer Artung stehe hier der Anfang des Gedichtes „Heldenzeit":

Es gor vom schaumbesprühten Belt
Bis zu Sankt Gotthards Nebelklüften
In Fehdezorn und Streit die Welt,
Und Wehgeschrei quoll in den Lüften.
Da stieg von seinen grünen Weiden
Der Hirt zutal zum Felsenstrand
Und zu Gelöbnis, Schwur und Eiden
Hob er die wetterbraune Hand:
„Es komme, was da mag!
Mit Waffen und mit Wehren,
Mit Schwertern und mit Speeren
Erwarten wir den Tag!"

Siegfried Lang.

Frank Buchsers Reise nach Marokko

Frank Buchser: Ritt durchs dunkle Marokko. Tagebuch seiner ersten marokkanischen Reise 1858 mit 19 Bildern des Künstlers. Eingeleitet und herausgegeben von Gottfried Wälchli. Verlag H. R. Sauerländer & Co. Aarau und Leipzig.

„Aber wie viele Europäer kennen Fez? Ich glaub, ich kann sie seit Jahrhunderten an meinen Fingern aufzählen. Aber von diesen wenigen wagte keiner, was ich gewagt, und es wird wohl lange Zeit vergehn ehe es ein andrer wieder wagen wird! Mit dem wenig Arabisch, das ich spreche, als Heiliger durch dies Land zu ziehn, das heiss ich einen Streich, der mir einst in meinen alten Tagen noch meinen Spass machen soll.

Was meinsch, Fritz, gäll, du hesch wohl zerscht glaubt, i mach numme Gspass mit Fez?"

Das ist Frank Buchser, wie er leibte, lebte, malte und schrieb! Frisch, farbig, frech, immer mit einem Schuss Humor und einem nie nachlassenden Draufgängertum. Kein Mensch des Geistes, sondern ein von Lebenskraft überschäumendes Naturkind, ein treuer Diener Epikurs, der nicht nur den Tag, sondern jede Stunde, jede Minute „ergriff", um seinen unbändigen Lebenshunger zu stillen. Jeder Zoll ein Abenteurer, im Erleben, im Denken, in der Kunst und in der Liebe. Don Quixote und Don Juan in ihrer höchsten Vollkommenheit, zu einer Person zusammengeballt. Diesem „wildfreien Gesellen", wie ihn Gottfried Keller nannte, genügte es nicht, seinem Verlangen nach Sonne, Licht, nach der Schönheit dieser Welt, seiner Südsehnsucht durch die Kunst den reinsten Ausdruck zu verleihen. Sie genügte ihm nicht, sie war nicht Ziel und Zweck seines Lebens, denn Buchser schuf sich dieses Leben selbst zur Kunst. Seine Malerei war ihm nur Reisegefährtin, die ihm, begab er sich wieder einmal in sein altes Solothurn zurück, von den vollbrachten Taten und Abenteuern erzählen musste. Deshalb begnügte sich Buchser auch nicht mit der Malerei, sondern schrieb, wohl auf der abenteurlichsten seiner Reisen, das erst vor einigen Jahren entdeckte Tagebuch, von dem man ohne Uebertreibung behaupten darf, dass es zum wertvollsten gehört, was wir an Reiseschilderungen heute besitzen. Gottfried Keller schon hatte „Buchserstark" einen „wunderbaren Erzähler" gepriesen und nur der Unverstand des damaligen „Bund"-Redaktors Dr. A. Roth, dem Buchser sein Tagebuch für das „Bund"-Feuilleton zusandte und der keine Zeile so stehen liess, wie Buchser sie geschrieben hatte, ist es zu verdanken, dass man sich nicht schon viel früher an dieser köstlichen Schilderung einer für die damalige Zeit tollkühnen und lebensgefährlichen Reise ins Innere Marokkos erfreuen konnte.

Buchser ist, wie Gottfried Keller, Böcklin u. a., ein Kind jener Zeit des Uebergangs der Romantik zum Realismus, und vielleicht verkörpert keiner diese Zwischenperiode so gut wie er. Teils noch halb in der Romantik lebend, genügt ihm deren träumerisches Sehnen nicht mehr, er gibt dieser Sehnsucht nach Weite, nach Welt, nach, und „bricht aus",

um ein für seine ganze Art charakteristisches Wort zu gebrauchen. Der Umstand, dass zu jener Zeit ein Künstler, wollte er es zu etwas bringen, aus den kunstarmen Gefilden seines Schweizerlandes auswandern und seine Lehrzeit im Auslande verbringen musste, kam seinem Entdecker- und Erobererblut nur zu statten. So treibt es ihn aus dem Wirtshause seines Vaters zunächst nach Bern, das er jedoch bald fluchtartig verlassen muss, da er mit der Tochter seines Meisters einen Liebeshandel anzettelte und, vom Vater zur Rede gestellt, diesen kurzerhand verprügelte. Ein Pariser Aufenthalt folgt, in Rom tritt er in die Schweizergarde des Papstes ein, schlägt sich darauf auf die Seite Garibaldis und reist schliesslich in ganz Europa herum. Ein neuer Liebeshandel (nach seinem Tode fand man Tausende von Liebesbriefen aus allen Herren Ländern!) vertreibt ihn aus Spanien, wo er die verrückte Idee einer Reise nach Fez gefasst hatte. Bald begibt er sich wieder nach Spanien, und im Jahre 1858 schifft er sich nach Tanger ein, mit dem unabänderlichen Entschlusse, nur zurückzukehren, wenn er die heilige Stadt der Araber gesehen habe. In Tanger rät ihm alles von der Reise ab, doch hat er das Glück — der Mann hatte immer Glück! — einen nicht weniger treuen als waghalsigen Renegaten als Diener zu finden und am Morgen des 23. August 1858 setzt er sich, als arabischer Scherif verkleidet, mit einem unerhörten Gottvertrauen Richtung Fez in Bewegung. Sein Diener gibt ihn für einen direkten Nachkömmling Mohammeds aus, und wo nun der biedere Solothurner durchreitet, fällt die gesamte Bevölkerung vor ihm auf die Kniee, erweist ihm die Ehren eines Heiligen und küsst ihm beinahe das Gewand durch. „Ein hohes Bewusstsein bemächtigte sich meiner, als ich diese armen Beduinen so fromm und demütig vor mir sah! Ich betrachtete Mohammed als meinen grand-grand-oncle und Pio nono als einen Bruder." Doch selbst das Amt eines Heiligen passt ihm bald nicht mehr und er schreibt: „So stieg ich wieder zu Pferd, nicht ohne dass mir die ganze Familia vom Schech und die umstehenden Beduinen meinen Burnus mit den Lippen berührten und meine Hand so viel küssten, dass mich die Pflichten eines Heiligen anfingen zu langweilen." — Sich von Duar*) zu Duar durchschlagend, geniesst der seltsame Heilige überall dieselbe Verehrung. Wie es ihm mit seinen äusserst mangelhaften Kenntnissen des Arabischen gelungen ist, unerkannt mit den höchsten Würdenträgern des Islams zu verkehren, bleibt ein Rätsel. Dass er einmal dennoch entdeckt wurde, hatte er seinem ungeschorenen Christenhaupte zu verdanken, das er, diesmal als Türke verkleidet, nicht mit seinem Turban bedecken konnte, da er das 30 Ellen lange Ungetüm nicht zusammenzurollen vermochte. Doch ein hoher, Europa freundlich gesinnter „Sidi" hilft ihm aus der Patsche. Die Schilderung dieser äusserst unangenehmen Situation deckt uns das gute Herz auf, das unter dieser rauhen Schale schlagen musste, denn in seiner höchsten Not denkt er an zu Hause und sorgt sich um seine Mutter. „Ich war nicht ganz sicher in diesem Augenblick, dass ich

*) Duar = Zeltdorf

Andalusiens Küste nochmals sehen werde. Da fiel mir meine liebe Mutter ein, und ich dachte, in welchem unendlichen Kummer sie gegenwärtig für mich sei. Mir war es, als sehe ich sie in der Kirche, vor einem Marienbilde für mich in tiefster Andacht und mit nassen Augen, gegen den Himmel gerichtet, beten. Oh, du armes Mutterherz, wie viel Qualen, wie viel Kummer, wie viel Elend wartet dir!"

Trotz dieser bisweilen humorvollen, bisweilen träumerischen Schilderungen seiner Reise merkt man es dem ganzen Tagebuche an, dass es einer schrieb, der die Welt mit seinen gesunden Sinnen, vor allem mit dem Auge betrachtete. Es hiesse dem Texte Buchsers Gewalt antun, wollte man eine seiner zahlreichen stimmungsvollen, farbenprächtigen und im wahrsten Sinne des Wortes malerischen Eindrücke wiedergeben, die uns verraten, dass Buchser den Stift nicht nur zum niederschreiben seiner Erlebnisse, sondern auch zu deren Festhalten durch eine schnell und sicher hingeworfene Skizze benutzte. Einige der bis jetzt unveröffentlichten Skizzen dieser marokkanischen Reise sind dem Tagebuche beigegeben. Sie können jedoch das Bild nur bestätigen, das der wahrhaft begnadete Erzähler durch seine frische, farbige, unmittelbar das Leben packende Schilderung in uns schon hervorgezaubert hat. Dies ist ein Lob seines Erzählertalentes, jedoch kein Tadel an seinen Zeichnungen, die jene „reine Empfindung neben virtuoser Schmissigkeit", wie sich Gotthard Jedlicka ausdrückt, in eindrücklicher Weise zeigen.

Doch verfolgen wir unseren Maler-Schriftsteller („Poet" wäre vielleicht doch etwas zu viel gesagt) auf seinem halsbrecherischen Ritte weiter. Noch in Oasen, wo er entdeckt wurde, besitzt Buchser die Unverfrorenheit, sich in ein arabisches Volksbad zu begeben und sich so der Gefahr auszusetzen, dass mit seinem Blute das Pflaster gewaschen werde, falls man ihn als „Giaur" erkenne. Doch auch hier verlässt ihn sein Glücksstern nicht und schliesslich steht er, nach einer weiteren Kette von Abenteuern, wohl als erster Christ, der heiligen Stadt Fez gegenüber. Ein Stadttor, über und über mit an der Sonne schmorenden abgehauenen Köpfen aller Farben geschmückt, macht ihm zwar sichtlich Eindruck, doch nichtsdestoweniger lässt er sich davon abschrecken, die heilige Stadt zu betreten. Ja, er besitzt die geradezu unglaubliche Kühnheit und Frechheit, bis in die heilige Moschee Muley Dris vorzudringen und das Grabmal des Heiligen zu küssen. Selbstverständlich muss er alle vorgeschriebenen Gebete und symbolischen Akte mitmachen, was ihn zu folgender Ueberlegung inspiriert: „Während diesem Beten ist mir doch am Ende in Muley Dris ein Licht über Mohammeds schöne Lehre aufgegangen. Man predigt nie bei den Moslim. Das ist ein Glück, welches der fromme Christ nicht kennt! So hat Mohammed mit einem einzigen Federzuge — der glorreichen Gans, die jene Feder auf die Welt brachte, sei getrommelt und gepfiffen — allen Pfaffen Ischmaels die Zunge an den Rachen gefesselt." Es fehlen nur noch einige arabische, englische, französische, italienische und schweizerdeutsche Ausdrücke,

so könnte man jedem, der Buchser kennen lernen wollte, diese Stelle als Steckbrief vorlesen. — Mit der Bezwingung dieses höchsten Gefahrengipfels scheint Buchsers Drang nach weiteren Abenteuern vorderhand gestillt gewesen zu sein. Er verlässt Fez und der im zaubervollen Morgendufte vor seinen Blicken verschwindenden Stadt widmet er die letzten Zeilen seines Reiseberichtes. Die Biographie seines Lebens sagt uns, dass es nicht das letzte seiner Abenteuer war! Als Schlachtenmaler nahm er am Feldzuge der Spanier gegen die Kabylen teil, hielt sich 4 Jahre in Amerika auf, wurde zwischenhinein in seiner Heimatstadt zum Gemeindeammann gewählt und eine zweite marokkanische Reise bildete den Abschluss der langen Kette von Abenteuern und Gefahren, die dieser moderne Reisläufer durch sein Leben erstellte.

In diesem herrlichen Tagebuche seiner ersten marokkanischen Reise, das, nebst einem aufschlussreichen Vorwort, Gottfried Wälchli herausgab, finden wir denselben Buchser wieder, wie wir ihn von seinen Gemälden und Zeichnungen her kannten: sinnlich-empfindsam, frech und humorvoll, ein Naturkind, das noch in seiner Todesstunde seinem „Memento vivere" treu blieb, sagte er doch, als es mit ihm zu Ende ging, zu einem seiner Schüler: „Siehst Du, mir geht es jetzt wie dem Don Juan im letzten Akt!"

Arnold Künzli.

Bezugsbedingungen:
Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.
Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.
Erscheint jeweilen anfangs des Monats.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031
Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60